

Melanie Richter-Montpetit (Toronto)

Review Essay: Feministische Interventionen in Krieg, Un/Sicherheit und Gewalt

Review Essay zu:

Cockburn, Cynthia (2007). *From Where We Stand. War, Women's Activism and Feminist Analysis*, London: Zed Books, 288 S., 23,99 EUR.

Eisenstein, Zillah (2007). *Sexual Decoys. Gender, Race and War in Imperial Democracy*, London: Zed Books, 256 S., 19,99 EUR.

Hunt, Krista/Kim Rygiel (Hg.) (2007). (En)Gendering the War on Terror. *War Stories and Camouflaged Politics*, London: Ashgate [2006 als Hardcover], 234 S., 35,99 EUR.

Puar, Jasbir K. (2008). *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*, Durham and London: Duke University Press [2007 als Hardcover], 335 S., 18,99 EUR.

Sowohl hegemoniale als auch kritische Ansätze in gegenwärtigen Debatten zu Krieg, Un/Sicherheit und Frieden basieren oft auf einem ähnlich engen Verständnis des Politischen – den „high politics“ von Staaten, Märkten und den AkteurInnen an deren Spitze.¹ Die hier rezensierten feministischen Studien zeigen, dass sich das Wirken von Geopolitik jedoch wesentlich komplexer gestaltet. Sie re-konzeptualisieren das analytische Terrain des Geo/Politischen als ein Kontinuum der Gewalt, das auf einem breiten Spektrum von AkteurInnen und Praktiken beruht und u.a. Staaten und Märkte mit Körpern, Schlachtfeldern, Schlafzimmern, Gefängniszellen und dem Privathaushalt in einen Zusammenhang bringt. Verbunden mit der Kritik an tradierten disziplinären Grenzen und den damit einhergehenden Konzepten untermauern die vier Werke, dass die Beschäftigung mit den Analyse kategorien „Geschlecht“, „Sexualität“, „Rasse“ und „Klasse“ nicht nur eine frivole Ablenkung von den „harten“ Themen der Internationalen Beziehungen (Stanton 1993, 2) – wie Massenvernichtungswaffen und Terrorismusbekämpfung – darstellt, sondern dass diese Machtverhältnisse *konstitutiv* für inter/nationale Politik sind.

Die drei Monografien und der Sammelband wurden alle zwischen 2006 und 2007 veröffentlicht. Im Vergleich zu früheren feministischen Studien zu kriegerischer Gewalt und Sicherheitspolitik gehen die vier Werke über den „Wo sind die Frauen?“-Ansatz hinaus und untersuchen, inwiefern sich vergeschlechtlichte Prozesse, Logiken und soziale Beziehungen in Intersektionen mit anderen Machtverhältnissen historisch spezifisch artikulieren. Die Bücher zeigen – wenngleich auf unterschiedliche Weise – dass dichotome Konstruktionen von „Geschlecht“ erstens untrennbar mit Vorstellungen über „Sexualität“, „Rasse“ und „Klasse“ verschlungen sind und zweitens geo/politische Prozesse, Logiken und Praktiken nachhaltig beeinflussen. Diese intersektionellen Machtverhältnisse spielen u.a. eine zentrale Rolle bei der Normalisierung oder Delegitimation von Gewalt sowie bei der Schaffung binarisierter Subjektpositionen wie Freund/Feind, barbarisch/zivilisiert oder rückständig/modern. Die Beiträge zeigen, dass Gewaltpraktiken wie Krieg und Folter nicht nur zerstörerisch, sondern im Sinne einer Hervorbringung von Wirklichkeiten auch produktiv sind; u.a. durch die Konstitution von spezifischen Subjektivitäten und die diskursive Maximierung und Optimisierung von so genanntem „qualifiziertem“ Leben (Agamben 1998).

From Where We Stand

Cynthia Cockburns jüngste Monografie *From Where We Stand. War, Women's Activism and Feminist Analysis* untersucht anti-militaristische Frauenbewegungen in Belgien, Sierra Leone, Italien, Spanien, Indien, Kolumbien, in den USA, auf den Philippinen, in Japan, Israel/Palästina und im früheren Jugoslawien. Ihre Studie ist geleitet von der Frage, weshalb sich friedensbewegte Frauen oft in „männerfreien“ Organisationszusammenhängen engagieren. An diese Frage anknüpfend analysiert die Autorin, was genau ein feministisches Verständnis von Krieg und Militarismus ausmacht. Dazu untersucht sie u.a., wie die unterschiedlichen anti-militaristischen Frauenbewegungen analytische Kategorien wie „Krieg“, „Gewalt“, „Geschlecht“, „Frieden“ und „Identität“ re-konzeptualisieren und darauf basierend Konfliktursachen sowie friedensbildende Maßnahmen theoretisieren. Cockburns Untersuchung zeigt, dass „wissenschaftliche“ Wissensschaffung nicht einfach von akademischen Institutionen ausgeht, sondern zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Orten und AkteurInnen zirkuliert.

In der ersten Hälfte des Buches vergleicht Cockburn diverse Frauenbewegungen in Bezug auf deren Konfliktanalyse, Organisationsform und Art und Weise ihrer Friedensarbeit. Basierend auf diesem empirischen Teil beschäftigen sich die vier Kapitel in der zweiten Hälfte des Buches mit theoretischen, methodologischen und konzeptionellen Fragestellungen.

Cockburns Forschungsprojekt ist so ehrgeizig wie mutig, denn ihre explizit intersektionelle Geschlechteranalyse untersucht eine enorme Vielfalt an Konflikten und friedensbewegten Frauengruppen auf insgesamt nur 260 Seiten. Daher bleibt die Skizzierung und Analyse einzelner Konflikte notgedrungen oft grobkörniger als es sich der/die interessierte LeserIn wünschen würde.

Abgesehen von gewissen Schwächen in Bezug auf die Analyse der Konfliktursachen liefert Cockburn eine dichte und nuancierte Beschreibung der politischen Arbeit der von ihr untersuchten Frauenbewegungen, die Friedensprozesse oft abseits der Scheinwerfer der heimischen oder der Weltöffentlichkeit und teilweise unter großer Gefahr für Leib und Leben vorantreiben. Die von ihr untersuchten Gruppen – ob mit oder ohne explizit feministischem Selbstverständnis – waren sich alle einig, dass sie sich signifikant sowohl in Organisationsform als auch Stil ihres politischen Handelns von „Mainstream“-Anti-Kriegsbewegungen differenzieren würden. Die diversen AktivistInnen stimmten zudem darin überein, dass sie dadurch effizienter – wenngleich auch nicht reibungsloser – ihrer politischen Arbeit nachgehen könnten. Das Spektrum ihrer politischen Interventionsformen ist breit gefächert und reicht von stumm Wache stehen und lautstark öffentlich marschieren sowie simulierten Gerichtsverfahren über Menschenrechtsverletzungen bis hin zu politischem Lobbying und dem Leben in Friedenscamps.

Cockburns Monografie ist keine romantisierende Abhandlung über „global sisterhood“ und grenzt sich klar ab von der Idee politischer Allianzen basierend auf Identität. Politische Bündnisse werden durch gemeinsame politische Werte und Zielsetzungen sowie in der kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen sozialen Verortung („positionality“) ermöglicht, so die Autorin (Cockburn 2007, 205). Ihre Untersuchung ist nachdrücklich bemüht, die friedenspolitische Arbeit der unterschiedlichen AkteurInnen zu kontextualisieren und deren Handeln in der Verschränktheit komplexer gesamtgesellschaftlicher Machtverhältnisse zu verorten. Die Untersuchung zeigt jedoch Schwächen in Bezug auf die Konzeptualisierung von Geschlecht und Intersektionalität. So beruht ihr Verständnis von *gender* auf der dominanten Unterscheidung zwischen sozialem und biologischem Geschlecht, die sie in ihren Schlussfolgerungen mit Verweis auf Y-Chromosome und Testosteron untermauert (ebd., 249). Ihr „intra-kategoriales“ (vgl. McCall

2005) Intersektionalitätsmodell erfasst insbesondere die sich mit *gender* verschränkende Analyse-kategorie *race* – die sie als „cluster“ von „race/culture/religion/ethnicity“ (ebd., 228) bezeichnet, was einer als starren und kohärenten Identitätskategorie gleichkommt.

Positiv hervorzuheben sind Cockburns Erörterungen über das Verhältnis von Frauen zu Nationalismus sowie über den Zusammenhang zwischen Frieden und Gerechtigkeit. In ihrer Untersuchung über Bündnisse und Solidarität zwischen friedensbewegten Frauengruppen auf unterschiedlichen Seiten eines Konfliktes scheut sie zudem nicht davor zurück, unbequeme „Wahrheiten“ darzulegen und Spannungen und Widersprüche offen stehen zu lassen. Produktiv ist auch die Diskussion der angespannten Beziehungen zwischen den von ihr interviewten israelischen und palästinensischen AktivistInnen. Das extreme Machtgefälle zwischen (jüdischen) IsraellInnen und PalästinenserInnen, „those who have a state and ‘rights’ and those whom they deprive of both“, so die Autorin (ebd., 117), würde Kooperationsprojekte erheblich unterminieren. So zitiert Cockburn eine palästinensische Aktivistin namens Raja mit den Worten: „Israelis want to dialogue with us so they can sleep well at night. If Palestinians want dialogue, it’s so that Israelis *can’t* sleep well at night“ (ebd., 118). Zudem kritisiert die zitierte Raja, dass sich israelische AktivistInnen oft als *Friedensbewegung* verstehen würden. Sie fragt: „What does it mean to be a „peace“ activist in Palestine? We can only *resist oppression*. Justice necessarily comes first. Peace is a second step“ (ebd.).

Zu empfehlen ist zudem Cockburns Kapitel über die Entstehungsgeschichte der Resolution 1325 des UN-Sicherheitsrats zum Thema Frauen und Friedenssicherung. Cockburn bietet ihren LeserInnen einen tiefen und kritischen Einblick in die geschickten Verhandlungen zwischen der *WILPF* (Women’s International League for Peace and Freedom) und anderen zivilgesellschaftlichen AkteurInnen eines weit gespannten transnationalen Netzwerkes mit deren Verbündeten innerhalb der Vereinten Nationen.

Basierend auf ihren empirischen Untersuchungen definiert Cockburn in den Schlussfolgerungen, wie ein so genannter „anti-militaristischer und Anti-Kriegs-Feminismus“ (ebd., 228) aussieht. Sie argumentiert, dass sich dieser Feminismus nicht nur mit der Unterdrückung von Frauen beschäftigt, sondern gleichzeitig kapitalismuskritisch ist, das „Cluster“ der intersektionell verwobenen Kategorien „race/culture/religion/ethnicity“ berücksichtigt und eine transnationale Perspektive einnimmt (ebd.). Wenngleich Cockburn immer wieder betont, dass jegliches Wissen situiert sei und es in Bezug auf Krieg und Militarismus weder *den einen* Frauen- noch *den* feministischen Standpunkt schlechthin gebe, so schlüpft in ihre Schlussfolgerungen dennoch immer wieder ein universalisierendes „wir.“ Dieses „wir“ und die Konzeptualisierung *des* „anti-militaristischen und Anti-Kriegs-Feminismus“ stehen in einem gewissen Widerspruch zu den empirischen Ergebnissen der Studie und ihrem theoretischen Anspruch.

(En)Gendering the War on Terror

Wie der Titel des von Krista Hunt und Kim Rygiel herausgegebenen Sammelbandes *(En)Gendering the War on Terror. War Stories and Camouflaged Politics* andeutet, untersuchen dessen AutorInnen, inwiefern binarisierte Konstruktionen von Geschlecht in der Intersektion mit den Analyse-kategorien „Rasse“, „Klasse“ und „Sexualität“ im „Krieg gegen den Terror“ konstitutiv wirken. Die Aufsätze sind vor allem Diskursanalysen hegemonialer Narrative über den „Krieg gegen den Terror“ und versuchen die „camouflaged politics“ (Hunt/Rygiel 2007, 4), die diese „offiziellen Kriegsgeschichten“ (ebd., 4) ermöglichen, zu dekonstruieren und feministische

Gegennarrative zu schaffen. Neben dem US-Sicherheitsstaat widmen sich die Autorinnen auch den „Anti-Terror-Kämpfen“ Kanadas, Frankreichs und Großbritanniens.

Das Sammelwerk gliedert sich in die zwei Themenbereiche „Rettungsnarrative“ und „Kontrollpolitiken“. Die Aufsätze im ersten Teil beschäftigen sich vor allem mit den geo/politischen Effekten der diskursiven Produktion „schutzbedürftiger“ Figuren, wie „der muslimischen Frau“ (Jasmine Zine; Jane Freedman), der „heroischen Koalitions-Soldatin“ (Melisa Brittain) und dem „unschuldigen Kind“ (Catherine V. Scott). Diese stark vergeschlechtlicht-rassifiziert-klassifizierten Subjektpositionen ermöglichen die Produktion und Inszenierung einer US-amerikanischen Kriegsmaschinerie als selbstlose Weltpolizei und spielen eine zentrale Rolle in der Legitimation zahlreicher geo/politischer Gewaltpraktiken.

Hervorzuheben ist Jasmine Zines Kapitel, das über die Aufdeckung orientalisierter Stereotypen in hegemonialen Repräsentationen von „muslimischen Frauen“ hinaus geht und untersucht, wie feministische Muslima im gegenwärtigen Kontext von „vergeschlechtlichter Islamophobie“ (Zine 2007, 27) mit konservativen islamischen Kräften und säkularen FeministInnen Selbstverständnisse und politische Handlungsoptionen verhandeln und entwickeln. Ebenfalls originell ist Melisa Brittains Diskursanalyse der Berichterstattung über den zweiten Irakkrieg in britischen, US-amerikanischen und kanadischen Massenmedien. Ihre Untersuchung differenziert frühere herrschaftskritische Interventionen in koloniale Diskurse über die Schutzbedürftigkeit „weißer Weiblichkeit“ angesichts der „Gefahr“ durch den „dunkelhäutigen Vergewaltiger“ weiter aus (Brittain 2007, 73f).

Verknüpft mit diesen Narrativen über die Befreiung von „Frauen und Kindern“ sind Narrative über „tyrannische muslimische Ehemänner“, „Terroristen“ und „Barbaren“, die „unsere“ „zivilisierte Welt“ angeblich zerstören wollen (Hunt/Rygiel 2007, 13). Nandita Sharmas und Kim Rygiels Untersuchungen decken auf, wie geo/politische Diskurse und Praktiken zum Schutz der „zivilisierten Welt“ liberale Formen politischer Gewalt legitimieren. So liefert der Antiterrorkampf den Vorwand, Maßnahmen wie die Verschärfung des Einwanderungsrechts und außerrechtliche Verhaftungen zu erlassen, die das bestehende restriktive Mobilitätsregime einer „globalen Apartheid“ (Sharma 2007, 124) intensivieren und normalisieren.

In den neun Beiträgen wird deutlich, dass der Kampf der so genannten „zivilisierten Welt“ gegen Terrorismus und Fundamentalismus seine eigene Terrorherrschaft und Fundamentalismen hervorbringt bzw. re/produziert, beispielsweise durch die Einschüchterung und Verfolgung von als (potentiell) „terroristisch“ markierten Bevölkerungsteilen („racial profiling“) oder durch die Reglementierung weiblicher Kleiderordnungen in jüngsten „Kopftuchdebatten“. Wiederkehrendes Thema in den unterschiedlichen Kapiteln ist die Problematik, inwiefern feministische Interventionen inner- und außerhalb der Wissenschaften die geo/politischen Interessen der USA und ihrer Verbündeten un/bewusst stützen. Die Aufsätze spüren historischen Dis/Kontinuitäten gegenwärtiger Kriegsnarrative nach und brechen dabei mit Ansätzen, die „9/11“ (zumindest implizit) als abrupten Wendepunkt der US-amerikanischen bzw. globalen Geo/Politik setzen.

Sexual Decoys

Zillah Eisensteins neuestes Buch *Sexual Decoys. Gender, Race and War in Imperial Democracy* ist eine leidenschaftliche Anklage speziell des US-amerikanischen „Krieges gegen den Terror“, dessen Ziel ihres Erachtens die Institutionalisierung einer „imperialen Demokratie“ sei. Mithilfe einer intersektionellen Geschlechteranalyse verknüpft die Untersuchung auf überzeugende

Weise eine Vielzahl gemeinhin als dispers wahrgenommener Gewalträume, u.a. neoliberale Privatisierungspolitik, Debatten um Homo-Ehe, Folter, den zivilen Gefängnis-komplex sowie Politiken rund um den Hurrikan „Katrina“ und Initiativen gegen Gleichstellungspolitik miteinander.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das Phänomen, dass global in den vergangenen Jahren die Präsenz von Frauen und nicht-weißen Männern in gesellschaftlichen Spitzenpositionen signifikant zugenommen hat. Eisenstein argumentiert, dass die gegenwärtige Fluidität von Geschlecht und eine zunehmende „rassische“ Diversität keine Zeichen von Gleichheit seien, sondern dass die Condoleeza Rices, Hillary Clintons und Collin Powells dieser Welt als „Lockvögel“ oder „Köder“ („decoy“) im Dienst der zutiefst antidemokratischen Gesellschaftsordnung des US-Imperiums fungieren würden.

Paradebeispiel für die zentrale Rolle von „gender decoys“ seien die von US-amerikanischen SoldatInnen an Häftlingen in Abu Ghraib begangenen Folterakte. Eisenstein setzt sich kritisch mit der in nordamerikanischen Debatten breit zitierten These Barbara Ehrenreichs auseinander, wonach die Folterakte zwar schrecklich und Ekel erregend seien, jedoch die Partizipation von Soldatinnen an der Folter zugleich ein Zeichen der Geschlechtergleichheit darstelle (ebd., 41). Eisenstein argumentiert, dass das heteropatriarchale Skript der Folterakte die dominante Geschlechterordnung unangetastet lasse und folgert: „[T]here is no gender equality to be seen here, just gender *depravity*“ (ebd., 41). Die Soldatin Lynndie England und ihre Kolleginnen seien als „gender decoys“ benutzt worden (ebd., 37). Eisenstein definiert „gender decoys“ als „females in political drag and the drag allows us to think that they represent the best of democracy when they don’t. Woman – whomever, whatever, the definition – plays a role of deception and lures us into a fantasy of gender equality“ (ebd., 100).

Wenngleich Eisenstein die Interpretation einer „Geschlechtergleichheit“ zurückweist und fordert, dass die folternden Soldatinnen für ihre Rolle zur Rechenschaft gezogen werden, so greift ihre Kritik, wonach es sich um „Geschlechter-Verderbtheit“ (ebd., 41) und „Lockvögel“ handle, jedoch zu kurz. Unzureichend ist auch ihre Kritik, wonach es sich bei den FeministInnen, die den Krieg in Afghanistan mit Blick auf den (angeblichen) Schutz von Frauenrechten unterstützen, einfach um die „Manipulationen“ einer „Lockvogel-Art des Feminismus“ (ebd., 98) handle. Eisenstein ist sichtlich bemüht, die *agency* von Frauen vor dem Hintergrund des komplexen Zusammenspiels zwischen sich gegenseitig konstituierenden Machtverhältnissen herauszuarbeiten und Frauen als Mit/Täterinnen sichtbar zu machen. Begriffe wie Manipulation, Täuschung, Lockvogel, Marionette und Kanonenfutter verstellen jedoch den Blick dafür, inwiefern imperialistische Subjektformationen, koloniales Begehren, Ängste und handfeste materielle Interessen an der kapitalistischen Weltordnung das Handeln der Mit/Täterinnen strukturieren und die imperiale Ordnung und Unterdrückung stützen.

Diese Auslassung ist verknüpft mit Eisensteins binarisierendem Verständnis von Macht und Widerstand sowie mit einer inkonsistenten Theoretisierung von *sex* und *gender*. Zwar konzeptualisiert Eisenstein in ihren theoretischen Vorüberlegungen in den ersten beiden Kapiteln *gender* und *sex* explizit als sozial konstruiert, doch im empirischen Teil der Monografie greift sie immer wieder auf die orthodoxe *sex/gender* Distinktion der dominanten binären Geschlechterordnung zurück. So konstatiert sie beispielsweise in Bezug auf die Beteiligung „weiblicher“ SoldatInnen an der Folter in Abu Ghraib: „Just the sex has changed; the uniform remains the same“ (ebd., 37). Ebenso unterminiert der mehrmalige Rückgriff auf *drag* – wie im obigen Zitat miss/verstanden als Form der Maskerade – die eingangs angekündigte radikale Denaturalisierung von *sex* und *gender*. Dieses Verständnis von Geschlecht verstellt den Blick dafür, dass es sich bei den

Folterakten nicht einfach um „sexuelle Erniedrigung muslimischer Männer“ (ebd., 40) und „homosexual rape“ (ebd., 28) [sic!] handelt, sondern um *rassistische* Gewalt, verübt auf kolonialen Terrain (vgl. Richter-Montpetit 2007).

Eisenstein untersucht vergeschlechtlichte rassifizierte Repräsentationspraktiken und Identitätskonstruktionen immer mit Blick auf den gesamtgesellschaftlichen Kontext der sozioökonomischen Verhältnisse und politischen Institutionen, in den diese eingebettet sind. So zeigt ihre Analyse die enge Verknüpfung neo-liberaler Privatisierungsprozesse in (vor allem US-amerikanischer) Wirtschaft und Militär mit der Produktion vergeschlechtlichter rassifizierter Subjektivitäten, u.a. in Form einer rassifizierten und vergeschlechtlichten Arbeitsteilung: „The wars for the rich are fought by a multiracial newly gendered working class. Most private first-class enlistees earn \$17,946 year, which, as already noted, is similar to the pays at McDonalds or Walmart“ (ebd., 59). Kritische Ansätze vor allem in angelsächsischen Sicherheitsstudien trennen gern Fragen der Repräsentation vom Studium der politischen Ökonomie (und umgekehrt). Wesentliche Stärke von Eisensteins Monografie ist es, diese beiden analytischen Stränge konsequent zusammenzudenken.

Terrorist Assemblages

Jasbir Puars Monografie *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times* ist in der von Inderpal Grewal, Caren Kaplan und Robyn Wiegman herausgegebenen Serie „Next Wave: New Directions in Women’s Studies“ erschienen. Das Werk markiert nicht nur neue Richtungen in der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern wird wegweisend wirken in Disziplinen wie Queer Studies, Kulturstudien, Amerikanistik, Critical Race/Postcolonial Studies und in den Internationalen Beziehungen.

In ihrem Erstlingswerk formuliert Puar eine originelle wie rigorose Kritik an gegenwärtigen geo- und biopolitischen Praktiken des US-amerikanischen Imperiums sowie an herrschaftskritischen Interventionen in diese Politiken innerhalb und außerhalb der Wissenschaften. Sie diskutiert kritisch, wie vermeintlich disperse gesellschaftliche Prozesse, Logiken und Identitäten untrennbar miteinander verbunden sind. So zeigt sie Verbindungen zwischen den sicherheitspolitischen Strategien der Bush-Regierung im „Krieg gegen den Terror“, der Reform der Anti-Sodomie²-Gesetzgebung in den USA, Migration, schwullesbischen Menschenrechtskampagnen und der neoliberalen Restrukturierung des US-amerikanischen Wohlfahrtsstaates auf. Anknüpfend an Lisa Duggans Konzept der „Homonormativität“ (Duggan 2002)³ untersucht sie, wie der gegenwärtige Einschluss (gewisser) queerer Subjektivitäten in die amerikanische Nation und biopolitische Optimierungsprozesse neue Formen der Normativität erzeugen. Puar zeigt, wie dieser Normalisierungsprozess auf Kosten „sexuell und rassistisch perversen Todes“ (ebd., xiii) mit gegenwärtiger Sicherheitspolitik, Orientalismus, Terrorismus, Folter, und mit der Artikulation muslimischer, arabischer, sikhscher und südasiatischer Sexualitäten im Zusammenhang steht (ebd.).

Puar ist Teil einer jungen Generation von *Queer Studies* Forschenden, die hegemoniale Ansätze ihrer eigenen Disziplin in Frage stellen. Stark beeinflusst von u.a. *Women of Colour Feminisms*, *Queer of Colour Critique* und *Queer Diaspora*, beschäftigen sich ihre Studien mit Theorien der Intersektionalität und Prozessen der Normalisierung jenseits sexueller Identitätspolitik (vgl. Ferguson 2004; Eng et al. 2005). So verkompliziert Puar in ihrem Buch tradierte Verständnisse von „Rasse“ und „Sexualität“ im Rückgriff auf das Konzept der Degeneration: Sie

rekonzeptualisiert *queer* jenseits des (im engen Sinne) „Sexuellen“, liest Prozesse der Rassifizierung jenseits von phänotypischen Klassifizierungen und vermag dadurch breitere gesamtgesellschaftliche Prozesse der Normalisierung und Repression zu erfassen. Der theoretische und methodologische Rahmen von Puar's Untersuchung speist sich u.a. aus der kritischen Auseinandersetzung mit transnationalen Ansätzen in feministischen Theorien und *Queer Studies*, dem „affective turn“⁴ in jüngsten poststrukturalistischen Debatten und Gilles Deleuzes und Felix Guattaris Konzept der „Assemblage“ (1987).

Puar's Monografie widmet sich insbesondere der jüngsten Re/Konfiguration hegemonialer Diskurse des „amerikanischen Exzeptionalismus“, die auf Ideen basieren, dass dem Staat der USA eine in der modernen Menschheitsgeschichte einzigartige zivilisatorische Rolle und Mission zukomme. Laut Puar gerieren sich die USA im „Krieg gegen den Terror“ u.a. in Bezug auf ihre (angeblich) sexuelle Aufgeschlossenheit und Modernität als exzeptionell. Daher suspendiere der liberale Staat gegenwärtig zumindest teilweise seine heteronormative „imagined community“ (Puar 2007, 3) und inkorporiere gewisse queere Subjekte in sein national(istisch)es Projekt. Der Einschluss des nationalen homosexuellen Subjektes, das Puar als „homonationales Subjekt“ bezeichnet, wird ermöglicht durch den Ausschluss von „rassisch“-sexuell definierten Anderen – insbesondere des „homophoben Muslim“ und des „queeren Terroristen“ – aus der nationalen oder sogar aus der menschlichen Gemeinschaft. Laut Puar wirken „homonationale“ Formen der Homosexualität also nicht nur als regulatives Skript für normative Homosexualität, sondern auch für „rassische“ und nationale Normen und stützen dadurch die Normalisierung geo/politischer Gewaltpraktiken gegen „muslimische“ Körper und Räume. Das heißt, die Einschreibung von Gewalt auf diesen Körpern wirkt nicht nur zerstörerisch, sondern stellt sie zugleich auch als unbedeutend und eliminierbar („disposable“) her. Puar zeigt zudem, wie die neo-koloniale Logik des Diskurses über den sexuellen Exzeptionalismus „US-amerikanischer“/„westlicher“ Homo-Identitäten vis-à-vis (orientalisierender Konstruktionen) „muslimischer Sexualität“ auch von Homo-AktivistInnen selbst reproduziert wird.

Wie Eisenstein und die AutorInnen in Hunt und Rygiel's Sammelband beschäftigt sich also auch Puar mit Fragen der „Komplizität“ von historisch marginalisierten Subjekten und „progressiven“ politischen Kräften mit den biopolitischen und „nekropolitischen“ (Mbembe 2001) Praktiken im Dienst der il/liberalen Weltordnung. Puar's Ansatz geht jedoch über das binäre Komplizenschaft/Widerstands-Paradigma hinaus, das Condoleezza Rice, Lynndie England und „embedded feminists“ (Hunt 2007) lediglich als Köder oder Marionetten (vgl. Eisenstein 2007) im Dienst der „Camouflage-Politik“ (Hunt/Rygiel 2007) im „Krieg gegen den Terror“ zu erfassen weiß. Beispielsweise zeigt Puar in Anlehnung an die jüngsten Arbeiten von Rey Chow (2002), Sara Ahmed (2005) und Susan Koshy (2001), wie „Marktvirilität“ (im Sinn von Konsumfähigkeit und/oder dem Besitz von Produktionsmitteln) von sexuell und „rassisch“ als nicht-weiß markierten Subjekten die Simulation affektiver Modi der nationalstaatlichen Zugehörigkeit ermöglicht. Das Versprechen auf Weißsein durch Konsum und Klassenmobilität wirke vermittelnd im Kontext des demütigenden Wartens auf die letztlich von der Nation unerwiderte Liebe (Puar 2007, 26f).

Weiters untersucht Puar, inwiefern das Paradigma der Intersektionalität mit dem disziplinierenden Staatsapparat kompatibel ist, bzw. gemeinsame Sache macht. Sie kritisiert, dass intersektionelle Analysen von Subjektformierung oft „intersektionelle“ Identitäten in ihre vermeintlichen Komponenten zerlegen, um zu sehen, wie die „eine“ die vermeintlich „andere“ beeinflusse. Ähnlich wie das oft von FeministInnen (u.a. auch von Eisenstein und Cockburn) vertetene Argument, dass sozialer Wandel nur möglich sei; indem wir präzise Rechenschaft über

unsere soziale Verortung ablegen, so verlange dieser Ansatz „das Benennen und damit Stabilisieren von Identitäten über Raum und Zeit hinweg“ und beruhe auf Analogiebildung zwischen unterschiedlichen Identitätsachsen (Puar 2007, 212). Dadurch konstituiere dieser Ansatz „Fortschrittsnarrative, die die fiktiven und performativen Aspekte der Identifikation verleugnen“ (ebd., 212). Laut Puar unterminiert dieser Prozess den ursprünglichen Impuls des Intersektionalitätsgedankens. So spricht sie sich dafür aus, Machtverhältnisse als *Assemblage* zu konzeptualisieren: Im Vergleich zum Intersektionalitätsmodell sei eine *Assemblage* „aufmerksamer und empfänglicher in Hinblick auf die verflochtenen Kräfte die Zeit, Raum und Körper zusammenführen und auflösen gegen Linearität, Kohärenz und Permanenz“ (ebd.).

Wenngleich Puars Kritik an dem von ihr beschriebenen „additiven“ Model der Intersektionalität zuzustimmern ist, so lässt sie jedoch offen, ob dieses – in der Tat „krude“ – Modell der Intersektionalität die einzig mögliche Lesweise von Intersektionalität konstituiert. Zudem greift Puar selbst in ihrer Untersuchung regelmäßig auf intersektionelle Denkmuster zurück. Derzeitig kommen wir wohl auch um eine gewisse „strategische Intersektionalität“, sowohl analytisch als auch politisch, kaum herum.

Fazit

Die vier rezensierten Werke machen deutlich, dass die Formulierung einer Analytik, die Machtverhältnisse in ihrer komplexen Verwobenheit zu erfassen sucht, alles andere als nur eine akademische Frage darstellt. Ob wir uns dem Geo/Politischen nun mithilfe intersektioneller Modelle oder Konzepten wie *Assemblage* nähern, so halte ich es sowohl erkenntnistheoretisch wie politisch für geboten, dass unsere Analysen über simpl(istisch)e Dichotomien wie Macht/Widerstand, männlich/weiblich, straight/queer, Weiß/nicht-Weiß und sekular/religiös hinausgehen. Puar (2007, 24) formuliert treffend:

If we are to resist resistance, reading against these binaries to foreground a broad array of power affiliations and disaffiliations that are often rife with contradiction should not provide ammunition to chastise, but rather generate greater room for self-reflection, autocritique, and making mistakes. It is easy, albeit painful, to point to the conservative elements of any political formation; it is less easy, and perhaps much more painful, to point to ourselves as accomplices of certain normativizing violences.

ANMERKUNGEN

- 1 Ich danke den Herausgeberinnen dieses Heftes für ihre hilfreichen Kommentare.
- 2 Im angelsächsischen Raum bezieht sich Sodomie nicht wie im Deutschen auf geschlechtliche Handlungen zwischen Mensch und Tier, sondern auf oralen-genitalen oder anal-genitalen sexuellen Verkehr zwischen Menschen.
- 3 Laut Duggan haben sich seit den 1990er-Jahren gut organisierte Teile schwullesbischer Bewegungen in Nordamerika und Europa politisch nach rechts orientiert. Ganz im Einklang mit neoliberalen Privatisierungsprozessen unterstützen sie eine neue Normativität für „homosexuelle Lebensentwürfe“, die u.a. auf der monogamen Zweierbeziehung („Homo-Ehe“) und Konsumismus beruht (Duggan 2002).
- 4 Unzufrieden mit den Problemstellungen und Methoden der Dekonstruktion und Repräsentation nach dem „Tod des Subjektes“ widmen sich seit Mitte der 1990er-Jahre vor allem GeisteswissenschaftlerInnen der Rolle von Emotionen und Affekten in Bezug auf Körperlichkeit und Identität (vgl. Massumi 2002; Ahmed 2005; Clough 2008).

LITERATURVERZEICHNIS

- Agamben, Giorgio (1998). *Homo Sacer. Sovereign Power and Bare Life*. Stanford, CA.
- Ahmed, Sara (2005). *The Cultural Politics of Emotion*, London.
- Chow, Rey (2002). *The Protestant Ethnic and the Spirit of Capitalism*, New York.
- Clough, Patricia T. (2008). Political Economy, Biomedica and Bodies. *The Affective Turn*, in: *Theory, Culture & Society*, Vol. 25(1), 1–22.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Felix (1987). *A Thousand Plateaus. Capitalism and Schizophrenia*, Minneapolis, MN.
- Eng, David/Judith Halberstam/José Esteban Muñoz (2005). Introduction: What's Queer about Queer Studies Now?, in: *Social Text*, 23 (3–4), 1–17.
- Duggan, Lisa (2002). The New Homonormativity. The Sexual Politics of Neoliberalism, in: Russ Castronova/Dana Nelson (eds.): *Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics*, Durham.
- Ferguson, Roderick A. (2004). *Aberrations in Black. Toward a Queer of Colour Critique*, Minneapolis, MN.
- Koshy, Susan (2001). Morphing Race into Ethnicity. Asian Americans and Critical Transformations of Whiteness, in: *boundary 2*, Vol. 28(1), 153–194.
- Massumi, Brian (2002). *Parables for the Virtual*. Durham, NC.
- Mbembe, Achille (2003). Necropolitics, in: *Public Culture*, 15(1), 11–40.
- McCall, Leslie (2005). The Complexity of Intersectionality, in: *Signs*, Spring 30(3), 1771–1800.
- Richter-Montpetit, Melanie (2007). Empire, Desire and Violence. A queer transnational feminist reading of the prisoner 'abuse' in Abu Ghraib and the question of 'gender equality', in: *International Feminist Journal of Politics*, Vol. 9(1), 38–59.
- Stanton, Donna (2003). Introduction: The Subject of Sexuality, in: Donna Stanton (ed.): *Discourses of Sexuality. From Aristotle to Aids*, Ann Arbor, 1–45.

AUTORIN

Melanie Richter-Montpetit, geb. 1978, ist Doktorandin an der kanadischen York University in Toronto und forscht am York Centre for International and Security Studies. Ihre Forschungsschwerpunkte sind feministische, postkoloniale und queere Ansätze in den Internationalen Beziehungen; Globale Bio- und Nekropolitiken; US-amerikanische Politik; Cultural Studies; Raum, Macht und Wissensschaffung; Theorien des Nationalismus und Transnationalität. Ihre Dissertation beschäftigt sich kritisch mit jüngsten Debatten über globale Biopolitiken und Deterritorialisierung und untersucht u.a. die Rolle von „Sexualität“ als rassifizierte Form neoliberaler Gouvernementalität.

Korrespondenzadresse: Centre for International and Security Studies, 375 York Lanes, York University, 4700 Keele Street, Toronto, ON M3J 1P3.
E-Mail: mellimo@yorku.ca